

AutorInnenkollektiv Loukanikos (Hg.) History is unwritten. Linke Geschichtspolitik und kritische Wissenschaft. Ein Lesebuch, edition assemblage 2015

Das Autor/innenkollektiv Loukanikos legt hier einen durch weitere Artikel ergänzten Band einer Tagung vor, die im Dezember 2013 in Berlin stattgefunden hatte. Die engagierte und durchaus kontrovers vorgetragene Art und Weise wie die Autor/innen ihren Gegenstand behandeln, unterscheidet ihn wohlthuend von jedem noch so fachlich qualifizierten Tagungsband einer etablierten wissenschaftlichen Institution. Es herrscht dank des „freien Netzwerkes“<sup>1</sup>, in dem dieser Zusammenhang entstanden ist, eine produktive Atmosphäre, in der auch auf ungewöhnliche Weise diskutiert werden kann, was linke Geschichte ausmacht (z. B. *Bini Adamcak, Plädoyer für eine Utopie politischer Amnesie*). Ein kluges Vorwort und kurze Kapitel-Überleitungen der Herausgeber/innen verhindern, dass der Tagungsband als Sammelsurium erscheint.

Im ersten Kapitel – *Retrospektiven* – behandeln fünf Autor/innen historische Themen, an denen beispielhaft ihr Verständnis einer linken Geschichtsauffassung deutlich wird. *Wolfgang Uellenberg-van Dawen* entwirft ein Bild von den deutschen Gewerkschaften im 1. Weltkrieg, das nicht einfach die „Verratsthese“ wiederholt, sondern eine historische Analyse sowohl der Rolle und des Selbstverständnisses der Sozialdemokratie vornimmt als auch eine notwendige Richtigstellung, was die Haltung der Mehrheit der deutschen Arbeiter zum Krieg betrifft. Das Besondere an *Uellenberg-van Dawens* Beitrag ist, dass er linke Mythen wie eben die vom Verrat der Sozis oder der kriegsbereiten Arbeiterschaft aufdeckt und sich nicht nur mit der herrschenden staatsoffiziellen Gedenkkultur zum 1. Weltkrieg auseinandersetzt.

*Susanne Götze* diskutiert die Metaphilosophie Henri Levebres und stellt die Frage, wie groß die Gefahr für linke Geschichtsschreibung ist, in eine „Falle der ideologischen Deutung“ zu geraten, gerade dann, wenn sie kritisch gegen herrschende Mainstream-Deutungen anspricht. Etwas unklar bleibt dabei am Ende, ob die Autorin meint, Levebre sei im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit dem damals dominierenden stalinistischen Vulgärmarxismus in eine solche Falle getappt.

*Dominik Nagl* beschreibt eine Kontroverse der Neuen Linken in Zeiten der Krise im britischen Marxismus der 1960er und 1970er Jahre, die sich wie in

---

<sup>1</sup> Bernd Hüttner thematisiert im Tagungsband die Entwicklung solcher Netzwerke der letzten zehn Jahre. Ders.: Netzwerkarbeit im Feld kritischer Geschichtswissenschaft: Von Making History (2003) zu History is unwritten (2013)

Frankreich im Kern darum drehte, wie eine antistalinistische linke Geschichts- und Gesellschaftstheorie aussehen sollte. Beispielhaft wird Edward P. Thompsons Ansatz einer subjekt- und praxisbezogenen Geschichtsschreibung zitiert, seine Methode einer „Geschichte von unten“ problematisiert und der Stellenwert des Nationalen in Thompsons Geschichtsphilosophie verworfen. Diese „Verhaftung in der Kategorie des Nationalen“ mache eine politische Anschlussfähigkeit an Thompson für uns heute fragwürdig, resümiert der Autor (99). Aber ist diese Kritik noch Ausdruck einer Historisierung linker Ideen, wird der Autor mit seiner Zurückweisung nationaler Kategorien in Thompsons Werk dem Briten gerecht oder wird hier ein aktuell unter Linken verbreitetes Selbstverständnis von der Unbotmäßigkeit eines „linken Patriotismus“ einfach zurückdatiert? Solche direkten Übertragungen aktueller Haltungen auf die Bewertung historischer Vorgänge und Personen finden sich auch in anderen Beiträgen des Tagungsbandes. Darüber später mehr.

„Vorwärts und nicht vergessen? Warum die Linke große Erzählungen braucht und dabei auf die Erfahrungen der Bewegung der Arbeiterinnen und Arbeiter nicht verzichten kann“, ist der Artikel von *Ralf Hoffrogge* emphatisch überschrieben. Er ist ein großes Plädoyer dafür, (wieder?) an alte Traditionen der Arbeiterbewegung anzuknüpfen, namentlich an jene, die Heutiges antizipieren. Er beklagt einen Traditionsbruch, der in Deutschland mit dem Faschismus und der Restauration 1956 besonders radikal gewesen sei und den auch die 68er Bewegung nicht hatte verhindern können; 1989 sei es dann zum schwersten Traditionsbruch gekommen, mit dem zugleich die ganze linke Utopie den Bach runter gegangen war. *Ralf Hoffrogge* sieht einen Ausweg aus diesem traditions- und damit geschichtslosen Zustand: Es ginge darum, die „alte“ gewerkschaftliche und die „neue“ Linke zusammenzuführen und aus den Erfahrungen der Arbeiterbewegung zu lernen, namentlich aus den Niederlagen, Fehlern und auch Verbrechen. Dieser Aufruf, sich der Geschichte der Kämpfe der Arbeiterbewegung zu zuwenden und deren Heutiges, Unabgeholtenes in der Art einer großen Erzählung geschichtsmächtig zu machen, stößt naturgemäß auch auf Widerspruch. Einmal bei jenen Autoren, die massive Kritik am Erkenntniswert einer großen Geschichtserzählung üben, und die nicht ganz zu Unrecht befürchten, dass auf diese Weise nichts anderes als ein neuer Mythos entsteht. Den am weitesten entwickelten Gegenentwurf zur „großen Erzählung“ findet sich bei *Cornelia Siebeck*, die am Ende des Tagungsbandes über „Möglichkeiten emanzipatorischer Gedächtnispolitik“ aus postmoderner Perspektive nachdenkt. Aber

auch andere Autoren lassen sich nicht auf den Vorschlag ein, den großen, Identität stiftenden Traditionsbezugs herzustellen zu sollen; ihre Bedenken erscheinen nachvollziehbar. Eine andere Autorengruppe wird Schwierigkeiten haben, ihr Interesse auf die Geschichte der Arbeiter/innenbewegung zu fokussieren; sei es, weil ihnen namentlich die deutschen Arbeiter einer solchen Beachtung nicht wert genug sind, sei es, weil sie sich anderen Traditionen näher fühlen. Dies kann mensch bedauern oder aber zum Anlass nehmen, die „führende Rolle“ der Arbeiterbewegung im linken Gedächtnis einer historischen Prüfung zu unterziehen. Mit *Ralf Hoffrogges* Beitrag ist die vielleicht spannendste Kontroverse des Tagungsbandes eröffnet, die im letzten Kapitel direkt aufgenommen wird. Einig sind sich alle, dass sich eine emanzipatorische Geschichtsschreibung kritisch mit der linken Tradition auseinandersetzen muss. Aber was heißt das? Und mit welchem methodischen Instrumentarium ist das zu schaffen? Was haben uns die Altvorderen noch zu sagen, und konnten sie tatsächlich unsere Fragen und Probleme antizipieren oder ist „ihre“ Zeit mit „unserer“ Zeit gar nicht mehr vergleichbar?

*David Mayers* allem voran gestellter Beitrag trägt den Titel „Gute Gründe und doppelte Böden“. Es gibt für ihn „gute Gründe“, bisherige Praktiken linker Geschichtspolitik und Geschichtsschreibung zu historisieren; seine Ausführungen zu sich verändernden Geschichtstheorien in der Linken seit Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich wesentlich als Rezeption der Marxschen Gesellschafts- und Geschichtsauffassung beschreiben lassen, beweisen das eindrucksvoll. Nach 1989, wo im Zuge der Krise ein Auseinanderdriften marxistisch inspirierter und „linker“ Geschichtsschreibung zu beobachten gewesen sei, will *David Meyer* einen neuen Typus von linker Geschichtsschreibung erkennen (46). Der „doppelte Boden“, wohl auch mit Fallstrick und unauflösbarem Widerspruch zu übersetzen, sieht der Autor in dem sich durch alle Zeiten ziehenden Konflikt linker Geschichtsschreiber/innen, „zwischen Kritik und Indienstnahme, zwischen Legitimität (von Anklage und Gegenerzählung) und Legitimierung (von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen anderer Art als jenen, die zuvor einer Kritik unterworfen wurden) oder, ganz allgemein, zwischen Wissenschaft und Politik“ (28). Damit spricht *David Meyer* ein Problem an, das sich wie ein roter Faden schon durch die Tagung und nun durch den Tagungsband zieht: Wie lassen sich Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit in der Arbeit des linken Historikers und der linken Historikerin vereinbaren? Wie also Objektivität dem Gegenstand gegenüber mit dem

Selbstverständnis als parteilich eingreifender Wissenschaftler? Dieses Verhältnis sei problematischer geworden, woran nicht zuletzt neue institutionelle Abhängigkeiten beitragen. Unmissverständlich sind hier nicht nur die staatsoffiziellen, sondern auch die linken, parteinahen Institutionen angesprochen, wo das Kunststück gelingen sollte, eine historisch kritische Aufarbeitung linker Mythen und die finanzielle Existenzabsicherung konfliktfrei unter einen Hut zu bringen. *David Mayer* empfiehlt: Nicht den Standpunkt verleugnen; politisches Begehren nicht verneinen und mit offenem Visier und selbstbewusst politische Wissenschaft betreiben. Allerdings sieht auch kein Autor und keine Autorin den Ausweg darin, eine unpolitische Wissenschaft zu betreiben. Im Gegenteil. Die Problematik liegt wohl eher darin, nicht den Fehler der Altvorderen zu wiederholen, den Standpunkt „der Partei“, der politischen „Sache“, über die wissenschaftliche Suche nach Erkenntnis zu stellen; politisch zu sein, aber nicht parteipolitischen Maßgaben zu folgen. Zweifellos eine Konfliktkonstellation, die die gesamte Geschichte der Linken begleitete.

Das Kapitel I des Tagungsbandes endet mit einem kurzen Exposee einer szenischen Lesung, die der damaligen Tagung vorangestellt worden war. „Scheitern zum Kommunismus“ hatte das *tippel orchestra* sie genannt. Die Worte, die hier eine emanzipatorische Kritik an Geschichte beschreiben, lauten: Offenheit, Zweifel, Lernen, Scheitern als Chance, Multiperspektive, kein Anspruch auf Vollständigkeit und keine Bereinigung von Widersprüchen.

Es folgen die Kapitel II und III. In ihnen sind in erster Linie die Praktiker einer linken Bildungs-, Erinnerungs- und Gedenkkultur vertreten, die mit Leidenschaft für ihren jeweiligen Ansatz im praktischen Umgang mit Geschichte werben. *Christiane Leidingen* und *Ingeborg Boxhammer* stellen das Portal [Lesbengeschichte.de/.org](http://Lesbengeschichte.de/) vor, das wesentlich aus biografischen Materialien von Lesben besteht. Die „Sinnstiftung von Mikroperspektiven“ ist dann auch ihr Metathema, das sie aus linker kritischer Perspektive – das meint hier vor allem, dass auch in der Lesbengeschichte „Macht- und Herrschaftsverhältnisse (...) und damit zusammenhängende Privilegierungen sichtbar“ gemacht werden müssen – behandeln (147).

*Chris Rotmund* informiert über die Arbeit der „Initiative für einen Gedenkort ehemaliges KZ Uckermark e.V.“, ein Jugendkonzentrations- und späteres Vernichtungslager der Nazis (160). Bedenklich erscheint mir ihr Ausblick auf die Zeit nach 1945, in der sie in Deutschland sowohl auf staatlicher Ebene als auch innerhalb der Bevölkerung die NS-Zeit fast bruchlos fortbestehen sieht. Zwar sei die

„praktische Umsetzung des Vernichtungsgedankens“ gestoppt, doch die dahinter stehende Ideologie wie auch viele Formen der Verfolgung und Ausgrenzung lebten weiter („Pflichtarbeit und Arbeitszwang kannte auch das bundesrepublikanische Fürsorgerecht“ ,167).

Die Behauptung einer solchen NS-Kontinuität gibt es auch in anderen Artikeln des Tagungsbandes. Die antifaschistische *gruppe audioscript*, die sich mit dem offiziellen Gedenken an die Bombardierung Dresdens auseinandergesetzt hat, bemüht dafür den Begriff „Postnazismus“, mit dem sie versucht, „die Tatsache zu fassen, dass 1945 zwar das Morden geendet hat, aber die Struktur- und Ideologieelemente des Nationalsozialismus in den Nachfolgegesellschaften ´fortwesten`“ (244).

Im Artikel von *Katharina Morawek* und *Lisa Bolyos* („Im Konflikt mit dem Postnazismus“) wird dieselbe Begrifflichkeit verwendet und die „Erforschung von Kontinuitäten, die Aktualisierung von Gedenken, ein interventionistisches Verständnis von (Geschichts-)Politik und der Einsatz für ihre Entnationalisierung und gleichzeitige Transnationalisierung“ zur politischen Aufgabe linker Geschichtspolitik erhoben (269).

Der so verstandene Begriff des Postnazismus stellt nach meinem Verständnis die Weichen in Richtung zahlreicher Fehldeutungen und damit falscher Handlungsoptionen. Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Stigmatisierung und Verfolgung Andersdenkender in der heutigen Bundesrepublik als fast bruchlose Fortsetzung der Ideologie und Praxis der Nazis zu deuten, ist nicht nur unhistorisch, sondern politisch auch gefährlich. Es enthebt, sich mit den jeweiligen Ursachen und gesellschaftlichen Zusammenhängen konkret auseinanderzusetzen, nach neuen Entwicklungen zu fragen, nach historischen Wandlungen auch solcher Erscheinungen wie Rassismus oder Antisemitismus.<sup>2</sup> Wer dies nicht tut, sich lediglich die Aufgabe stellt, Kontinuitäten nachzuweisen, wird auch keine wirkungsvolle linke Politik machen können. Sie verbleibt – und in den zitierten Artikeln wird dies leider auch sichtbar – bei einem reflexartigen Reagieren auf den offiziellen Mainstream, etwa, wenn eine Gruppe zum Tag der Bombardierung Dresdens die Losung ausgibt: „Bomber Harris do it again!“

---

<sup>2</sup> Vgl. dagegen Gerhard Hanloser, Deutscher Vernichtungsantisemitismus –eine von „Antikapitalismus“ angetriebene „Revolte“?, in: ders. (Hg.) Deutschland. Kritik, Unrast Verlag 2015, S.64-101 sowie Christoph Jünke, Peter Brückners Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären – neu gelesen, ebd., S. 323-351.

Der Beitrag von *Anton Tantner* zu Joseph Fontana und Luciano Canfora erscheint mir ebenfalls zu stark von einer Haltung beeinflusst, die sich darüber begeistern kann, dass die herrschenden Ideen – hier die vom Erfolgsmodell Europa – ordentlich in die Schranken gewiesen werden, ohne jedoch genau darauf zu achten, aus welcher Ecke diese Kritik kommt. Ansonsten hätte er wohl Canfora nicht zum Kronzeugen einer linken Europapolitik gemacht.

Damit ist nicht die „Intervention“ infrage gestellt und der Versuch, dem herrschenden Gedenken etwas entgegenzusetzen, was es bloßstellt oder relativiert, ihm Knüppel zwischen die Beine wirft. Es gibt in den Kapiteln II und III des Tagungsbandes hervorragende Beispiele einer solchen linken Politik. *Dörte Lerp* und *Susann Lewerenz* stellen ihr Audioguide vor, das in den Rundgang im DHM kritisch interveniert; Museen hacken, nennen sie diese Form des Eingreifens in die hegemoniale Ordnung eines Museums oder einer Ausstellung. Das scheint mir eine ebenso produktive Intervention in Geschichte wie das Projekt von *Saskia Helbling* und *Katharina Rhein*, die vom selbstverwalteten Zentrum im ehemaligen Gestapo-Knast in Frankfurt am Main berichtet. Das ist ein „Ort der Auseinandersetzung, um der Unabgeschlossenheit der Auseinandersetzung mit der Geschichte Raum zu geben und um zu verdeutlichen, das Erinnern auch immer etwas mit der Auseinandersetzung mit dem eigenen gegenwärtigen Standpunkt zu tun hat“ (198). Nicht von Kontinuitäten, sondern von Brüchen, Bewegung, Veränderung ist hier die Rede, von Diskussionen um das Ausstellungs- und Veranstaltungskonzept. Auch sie stehen vor dem Problem eines offensiven Staatsgedenkens, einer breiten offiziellen Erinnerungs- und Aufarbeitungslandschaft der Geschichte des NS und damit auch vor dem Problem der Institutionalisierung des Gedenkens an den NS. Doch anders als die *Antifaschistische Initiative Moabit*, die dieser Vereinnahmung ein schlichtes „Nie wieder Heimat!“ entgegenschmettert (236), setzen sie auf eine alternative, emanzipatorische Aneignung der Geschichte. Das führt weiter als einfach nur seiner Empörung über vereinnahmende offizielle Ideologien Luft zu machen.

Bemerkenswert ist, dass sich kein Artikel aus diesen Kapiteln explizit mit der Erinnerungs- und Gedenkkultur an die DDR und an andere sogenannte realsozialistische Staaten beschäftigt. Lediglich *Friedemann Affolderbach* und *Uwe Hirschfeld* widmen dem Totalitarismus eine längere Passage; sie halten ihn schon wegen seiner falschen Gleichsetzung von NS und Kommunismus für ungeeignet, setzen dem jedoch keine emanzipatorische Kritik am Stalinismus entgegen. Hat die

radikale Linke tatsächlich nichts zur Aufarbeitung ihrer ureigensten Geschichte beizutragen? Woher kommt diese Interessenlosigkeit? Gibt es an den Mythen der Linken, einschließlich der ehemals im Osten Herrschenden und ihrer Sympathisanten, nichts aufzuregen?

Erst nach der Lektüre des Tagungsbandes wurde mir die herausragende Bedeutung des Beitrags des *Bündnis Rosa&Karl*, „Fragend blicken wir zurück. Fragend schreiten wir voran“, bewusst. Eigentlich gehörte er in die Abteilung „Angreifen und stören“, würde dort jedoch stören, wie die scharfe Reaktion auf ihre Kritik an der Art des Gedenkens auf der traditionellen LL-Demo in Berlin durch die Antifa Berlin deutlich macht.<sup>3</sup> Während sich im Tagungsband vor allem mit der hegemonialen Erzählung deutscher Geschichte auseinandergesetzt wird, greift das *Bündnis Rosa&Karl* ein Kernstück des linken Mythos an, nach dem die Geschichte der Klassenkämpfe mit Notwendigkeit im Sozialismus enden wird. Der Artikel ist kurz, wirft jedoch viele Fragen auf, denen eine radikale Linke sich viel gründlicher als bisher stellen müsste.

Wer nur die Artikel des letzten Kapitels IV lesen würde, bekäme dennoch einen guten Überblick über die wichtigsten, emanzipatorische linke Geschichtsschreiber/innen derzeit bewegenden Fragen. Darf oder soll eine an der Zerstörung der mythischen Nationengeschichte interessierte Geschichtsschreibung zugleich Mythen für eine linke Gegenerzählung liefern? Oder brauchen wir im Kampf gegen einen übermächtigen Staat nicht (auch) Ikonen und (linke) Mythen? Und lässt sich dieser Widerspruch überhaupt angesichts eines Linksseins, das nach Identität, Tradition und Verortung in der Geschichte verlangt, auflösen? (*Gottfried Oy und Christoph Schneider*) Wie sieht die innere Struktur der hegemonialen Geschichtsmymen aus und wie die gegen sie gerichtete linke Strategie? Ist die der vielen kleinen Gegenerzählungen wirklich erfolgversprechend? Oder eröffnet die bewusste und emphatische Stiftung einer universalistischen Tradition von Emanzipationskämpfen, die zwar offen aber nicht beliebig sein sollte, nicht die bessere Perspektive? (*Max Lill*) Was ist da genau mit der großen Erzählung gemeint, die an ihr vermeintliches Ende gekommen ist? Und hängt das irgendwie mit dem Ende der Systemauseinandersetzung zusammen? Sind die großen Erzählungen nichts anderes als der Ausdruck von bestimmten Weltauffassungen? (*Florian Grams*)

---

<sup>3</sup> „Puren Zynismus“ sieht Ina Laumeyer von der Antifaschistischen Linken Berlin, wenn die „Kinder der Mörder von Rosa und Karl das Erinnern an die Revolutionäre zu instrumentalisieren versuchen“, S. 350, Anm. 5.

Muss die Ablehnung der Suche nach der letztendlichen Determinante für Geschichtsverläufe und für menschliches Handeln mit Notwendigkeit in einer völligen Auflösung aller Objektivitäten und in einem Relativismus enden, der keinen Standpunkt mehr zulässt? Oder geht es nicht vielmehr darum, auch dem eigenen Standpunkt, der kein privilegierter ist, die Wahrheits- und Deutungsmacht zu entziehen? Müssen wir uns nicht auch von der linken Geschichte emanzipieren, um die Gestaltung der Zukunft in aller Offenheit anzugehen? (*Cornelia Siebeck*)

Es ist spannend zu lesen, wie unterschiedlich auch in der Methodik die Autor/innen antworten; und wie produktiv sie sich trotz dieser Verschiedenheit – manche argumentieren mit postmodernen, andere eher mit Begriffen des historischen Materialismus – aufeinander beziehen. Das scheint mir vor allem möglich, weil es eine Basis gibt, auf der sie als gemeinsames Projekt bestehen können. Da ist zum einen das klare Bekenntnis zu einer politischen Geschichtsschreibung; und zum anderen das Bewusstsein, das es emanzipatorischer linker Geschichte vor allem um die Zukunft geht. Vielleicht sollte die nächste Runde im Rahmen einer aktuellen Geschichtsdebatte stattfinden, zum Beispiel anlässlich des Jahrestages der „Deutschen Einheit“? Dann kann ausprobiert werden, welches Instrumentarium sich besser eignet, die herrschenden und die linken Mythen zu zerstören, ohne der Utopie einer „besseren Zukunft“ abzuschwören.

Fazit: Ein lesenswertes Buch, namentlich jene Artikel, in denen Fragen gestellt werden und Geschichte nicht nur als Folie genommen wird, sich in den Vorannahmen bestätigen zu lassen. Es ist zu hoffen, dass die Diskussion weitergeht.

Renate Hürtgen

Berlin, 4. Juli 2015